

Mircea
Eliade
Der
besessene
Bibliothekar

Roman

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 2828

Cesare ist Bibliothekar in einer Provinzstadt. Sein Lebensinhalt ist die Bibliothek mit ihrer alten Handschriftensammlung und seine einzige Leidenschaft die Entschlüsselung griechischer Manuskripte aus dem Mittelalter. Eines Nachts bricht in der Bibliothek ein Brand aus – wie aus dem Nichts stehen plötzlich zwei halbnackte Männer und eine Frau inmitten der Rauchschwaden vor Cesare. Selbst nur knapp dem Tode entkommen, erfährt der schwerverletzte Bibliothekar, daß er in Kürze sein Augenlicht verlieren wird. Die Enträtselung der mysteriösen Ereignisse wird für Cesare zu einer sein Leben beherrschenden Obsession.

Mircea Eliade läßt die Welt des Magischen und Okkulten in die wohlvertraute Lebenswirklichkeit seiner Figuren einbrechen. Entstanden ist ein im doppelten Wortsinn phantastischer Roman.

Mircea Eliade
Der besessene Bibliothekar

Roman

Aus dem Rumänischen von
Richard Reschika
Phantastische Bibliothek
Band 357

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe:
Lumina ce se stinge (Das verlöschende Licht) (1934)

2. Auflage 2022

Erste Auflage 1998

suhrkamp taschenbuch 2828

© Christinel Georgette Eliade

© der deutschen Ausgaben

Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1995

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: BoD GmbH, Norderstedt

Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-39328-4

Der besessene Bibliothekar

I. PROLOG IM HIMMEL

Am Morgen des 28. April klopfte ein unerwarteter Besucher an die Tür des Pförtners Julius. Der Unbekannte war ein hochgewachsener, bleicher junger Mann, der ein wenig verlegen stotterte, was er jedoch mit einer gewissen Künstlichkeit tat. Er stützte sich auf einen grobgeschnitzten Stock, den er mit beiden Händen hinter seinem Rücken hielt. Julius war nur wenige Minuten zuvor eingetroffen, um die Fenster des Lesesaals zu öffnen und den Staub aus dem Kabinett des Direktors zu kehren. Er war ganz allein im Gebäude, denn es war noch zu früh, kaum sechs Uhr dreißig. Natürlich verstimimte ihn der unangemeldete Besucher, um so mehr als dessen holprige Rede viele Geheimnisse barg. So wollte es Julius nicht gelingen, seinen Namen zu erfahren. Jener war fremd, kam gerade vom Bahnhof her. Julius erspähte den Koffer in der Kutsche, die an der Bibliothekspforte auf den Fremden wartete. Nicht einmal den Grund seines Besuches konnte Julius ihm entlocken. Der Unbekannte kam – nach einer kurzen Pause, in der er die Lage seines Stocks veränderte – auf die gleiche, anfangs gestellte Frage zurück:

»Und Sie sind wirklich sicher, daß sich *nichts* in der Bibliothek verändert hat?«

Julius beteuerte ihm beharrlich, daß alles beim alten geblieben wäre, weil es so, wie es war, gut war; warum sollte man es ändern?

»Ist der Bibliothekar hier?«

»Wie sollte er? Herr Cesare kommt um acht und die Bibliothek wird um neun geöffnet. Warum sollte er zu nachtschlafender Zeit kommen?«

»Natürlich, natürlich... Demnach nichts...? Hm! Es ist nicht zu glauben! Waren Sie die Nacht über hier?«

»Nachts bleibt hier niemand, denn am Abend verschließe ich das Tor. Und wie Sie sehen, ist es ziemlich mächtig.«

Er trat aus dem Korridor und deutete auf die einzige Pforte,

die im Gebäude geöffnet wurde, eine massive eisenbeschlagene Tür. Die Bibliothek war früher einmal der Palast eines Fürsten, der sich gegen Ende seines Lebens von Verschwörern verfolgt glaubte. Dies aber lag lange Zeit zurück. Jetzt beherbergte der Palast die wertvollste Bibliothek der Stadt, und die Manie des einstigen Fürsten erleichterte heute ihre Bewachung.

Der Fremde blieb unbefriedigt.

»Waren Sie selbst drinnen?«

»Sicher. Ich habe überall die Fenster geöffnet...«

»Und das Kabinett des Direktors...?«

»Da komme ich gerade her.«

»Hm! Manuel ist verrückt geworden, oder er will uns mit einer schlechten Farce zum Narren halten. Ich gehe jetzt. Dies ist für Sie...«

Bevor Julius protestieren oder sich bedanken konnte, legte der Unbekannte auf das Tischchen neben sich eine Banknote – die er augenscheinlich in der Tasche seines Mantels bereithalten hatte –, grüßte verschämt und durchquerte schnellen Schrittes den schmalen Garten. Julius hörte, wie er ein Selbstgespräch führte; in die Kutsche einsteigend, rief jener wütend:

»Zum Bahnhof! Aber schnell...«

Der Pförtner betrachtete das Geld und konnte nicht verstehen, wieso der Unbekannte, obwohl er so unzufrieden war, es ihm gegeben hatte...

Auch konnte er sich nicht erklären, was der Fremde in der Stadt suchte, warum er in aller Herrgottsfrühe zur Bibliothek kam und so schnell wieder verschwand, ohne ihm seinen Namen zu nennen und ohne nach dem Direktor oder Herrn Cesare zu fragen.

All dies hätte man getrost wieder vergessen können, wenn sich nicht eine Reihe von seltsamen Begebenheiten just in dieser Nacht um die Bibliothek und den Bibliothekar gesponnen hätte.

*

Den Lesesaal hatte jener verschrobene Fürst eingeweiht, der vor zwei Jahrhunderten verstorben war. Durch welche Tür der Leser den Raum auch betreten mochte, stets begegnete er der künstlerisch mittelmäßigen, auf einem Säulenstumpf postierten Büste des Fürsten, die feierlich und einsam im Lichtschein stand. Nach einem frivolen, bössartigen Leben war der Fürst von allen vergessen worden. Auf dem Gipsabguß seines Kopfes ruhten nun die Blicke der Jugendlichen mit ihren Schultaschen. Das banale Gesicht des Fürsten strahlte dennoch eine irrealen, starke Seriosität aus. Wenngleich die Büste ziemlich verlegen von ihrem erhöhten Platz, den die Bibliotheksleitung ihr zugewiesen hatte, herunterblickte, wirkte sie verblüffend lebensecht. Dem Fürsten, der sich über das Privileg eines Toten ohne Nachkommenschaft zu freuen schien, sollte diese Geschichte gänzlich fremd bleiben. Trotzdem muß sie mit diesem Detail begonnen werden – denn der Name des Fürsten war Emmanuele.

Neben zeitgenössischen Drucken enthielt die dunkle, kalte, von einem staubigen Oleanderduft durchströmte Bibliothek Stöße von Akten, Briefsammlungen und versiegelten Papieren. Die geschmacklosen, geschönten Ölporträts wurden lediglich aus Prestige Gründen aufbewahrt. Kein noch so beflissener Gelehrter wäre je auf die Idee gekommen, sich mit ihnen zu beschäftigen. Seit seinem ersten Jahr hier durchstöberte Cesare aufmerksam Dutzende von Kartons und las in Memoiren, die später von anderen veröffentlicht wurden und ihnen Ruhm brachten. Als diplomierter Bibliothekar der École de Chartres ordnete der in kleine Schätze verliebte Cesare nach dem Ritual aller Bibliothekare die Manuskripte, besserte die Kartons aus, ergänzte die abgekürzten Titel und die Gesamtregistratur. Leidenschaftlich begann er sie zu studieren, aber der Gedanke eines »rationellen Katalogs« verführte ihn wie eine langwierige und dennoch leichte und erfrischende Aufgabe. Unerwarteterweise beeinflusste ein ebenso simples wie außergewöhnliches Ereignis seine Existenz als Bibliothekar, zwang ihn zum Umdenken: In einem

teuren, aus rötlichem Holz bestehenden Schrein, dessen handgeschnittener Griff der Leib einer Sirene formte, entdeckte Cesare das griechische Manuskript *Contra Procli* des Johannes Scholasticus. Es war ein kalligraphisches Wunderwerk, und der Bibliothekar konnte sich – wenngleich er die Lehrjahre an der École de Chartres bereits zu vergessen begonnen hatte – schon bei der ersten Lektüre davon überzeugen, daß es sich hierbei um ein älteres und vollständigeres Manuskript handelte, als jenes, das dem 1551 in Venedig veröffentlichten Buch mit dem Titel *Joannis Grammatici Philoponi Alexandrini contra Proclum de Mundi aeternitate libri XVIII* als Vorlage gedient hatte.

Die Entdeckung war ein philologisches Ereignis und verhalf der Stadt zu neuem Ansehen. Trotzdem war Cesare einer echten Gefühlsregung lediglich am Abend der Entdeckung fähig. Den öden Saal belebten nur die behutsamen Schritte Julius', der die Regale mit den Wörterbüchern abstaubte und die Fenster aus teurem Glas polierte. Die Fenster öffneten sich zum Garten mit dem Springbrunnen und den Zwergpalmen. In einem Blumentopf atmete die frisch aus dem Treibhaus geholte Palme mit der gleichen pflanzlichen Teilnahmslosigkeit, die den Bibliothekar entzückte. Cesare fühlte sich eher zu Pflanzen als zu Statuen oder Frauen hingezogen. Die Palme stellte ein einzigartiges Objekt der Meditation dar, so daß das Pflanzenreich eine erquickende Stütze der Dialektik bildete. Von einfachen Überlegungen angezogen, pflegte der Bibliothekar sich in Gedanken mit der Palme zu identifizieren, und seine Meditation – langsam und analytisch wie ein Selbstgespräch – erlangte den grundlegenden Wert eines anhaltenden Optimismus.

Am Abend der Entdeckung seine ungewohnte Anwesenheit im Haus der Bücher, die gediegene Wollust des Archivars, ohne Qualen und ohne Sehnsüchte: Die Palme befand sich im selben Glashaus, und Cesare arbeitete einsam und bequem in dem Sessel mit der breiten Lehne. Die Einsamkeit erschreckte oder deprimierte ihn nicht. Weder die Dämonen

noch Gott und die geheimnisvolle Kreuzigung bedrängten ihn mit ihren Rätseln. Sein Hirn, das sich von der wunderbaren griechischen Lektüre nährte, verstand es, aus diesem Schatz die lebensfähigen Elemente herauszufiltern: die Grammatik, den Rhythmus und die Etymologie. Ideen allein interessierten ihn nicht, weil er ihren Nutzen höchstens eine Stunde am Tag empfand, in dieser Zeit aber genügend eigenen, frischen und unmittelbaren Gedanken nachhing.

Auf dem beweglichen Tischchen, das Julius neben das Fenster gestellt hatte und an dem er arbeitete, lag die Mappe A.Re.3., in der er einige bedeutungslose Kodizes provisorisch aufbewahrte. Cesare lehnte sich faul in den Sessel zurück und betrachtete – seinem Spleen folgend – mit Genugtuung die Palme. Die Gedanken veränderten ihr Tempo, spinnen sich nun um die nackte Pflanze und nahmen eine seltsame, düstere Gestalt an. Dann fiel sein Blick auf den *Codex Pamphilius*. Obwohl es sich um eine spätbyzantinische Kopie handelte, war sie von großer kalligraphischer Schönheit; der Schreiber mußte ein kundiger und bescheidener Scholastiker gewesen sein, ein besessener Purist, der die Tradition des Manuskripts geachtet und unnötige Eingriffe in den Text vermieden hatte. Ein Bibliothekar des Fürsten – ein schon lange unter die Erde gekommener Amtsbruder – hatte ein Vorwort in Vulgärlatein hinzugefügt. Diese auf einem unreinen, mit einem trüben Wasserzeichen versehenen Papier geschriebenen Buchstaben waren wesentlich schwerer zu entziffern. Doch das für den belesenen Cesare abstoßende Latein versuchte den Fürsten davon zu überzeugen, daß das Manuskript lediglich ein einfacher, in allen mittelalterlichen Bibliotheken im Überfluß vorhandener *Protrepticus* war.

Und auf einmal zweifelte Cesare an den wissenschaftlichen Fähigkeiten des fürstlichen Schützlings. Die entscheidende Tatsache der Entdeckung der authentischen Schrift *Contra Procli* verdankte sich also der Meditation über eine Palme. Das war wenigstens Cesares Überzeugung.

Es folgten Tage des Ruhms, Empfänge bei alten Professoren und Briefwechsel durch die Bibliothekszentrale mit Archiven aus Lipsca, wo Gräzisten der Begeisterung Cesares nach der Sammlung aller Kodizes *Contra Procli* den Weg bahnten. Die Jahre vergingen, schnell und trocken – und die von der Akademie unterstützte Herausgabe der Schrift bescherte ihm die langsame Wollust der Korrekturen. Zur Zeit, da diese Geschichte ihren Lauf nahm, bereitete Cesare gerade die kritische Einführung in *Contra Procli* vor und gewöhnte sich daran, lange Gespräche mit einer intelligenten Leserin zu führen, die ein wenig älter war als er und die er »Fräulein« nannte, während sie ihn mit »Cesare« ansprach.

Wahrscheinlich hatte diese sich zur gleichen Zeit wie Melania, die Assistentin des Slawistikprofessors, der Bibliothek angeschlossen. Der Professor konnte unwiderstehliche Anekdoten erzählen, und dies sogar auf Französisch. Unvermittelt, wie angesichts einer leichten Kränkung pflegte er stehenzubleiben und zu fragen:

»Fräulein Melania, wo sind wir gerade in der Polemik gegen Mazzini?«

Die Assistentin beeilte sich ihrerseits, es ihm in einer technisierten, verkürzten und dennoch – wie in dem Ritual eines Puppenspiels – genüßlichen Sprache zu erklären. Dr. Weinrich, der Slawistikprofessor, besuchte die Bibliothek wie zufällig, wenige Minuten vor ihrer Schließung, um in den Aufzeichnungen der Assistentin herumzustöbern und die Kopien der Mappe mit den Briefen Bakunins aus der Zeit der Kampagne gegen Mazzini zu korrigieren. Auch diese Mappe war die Schenkung eines entfernten Mitglieds der Fürstenfamilie. Der Direktor hatte sich ob des höflichen Antrags des wohlbekannten Dr. Weinrich sehr geschmeichelt gezeigt. Er reservierte ihm einen speziellen Tisch und gesellte sich regelmäßig zu ihm in den Saal, um auf Französisch zu plaudern.

Über diesen Professor kursierten in der Stadt sonderbare, zuweilen auch geheimnisvolle und frivole Gerüchte. Die

Stadt sprach von einer allzu intimen Verbindung des Professors mit seiner Assistentin und lobte mit einem giftigen Unterton die Reize Melanias. Dr. Weinrich war ein stattlicher Mann, dessen teuflische Blicke ein häßliches Gesicht beseelten, wobei die länglichen Backenknochen ihm eine unsympathische Symmetrie verliehen, die lediglich durch den kurzgeschnittenen Bart und die zarten, goldumrandeten Brillengläser abgeschwächt wurden. Die Assistentin war eine kalte Schönheit, deren höfliche Oberfläche nur selten von Gefühlen durchbrochen wurde. Sie glich einem unvollendeten, traumhaften Geschöpf, unwirklich wie ein Trugbild, das Gesicht wie aus Porzellan. Die Äußerungen dieser mit der Unsicherheit eines Entwurfs in die Welt gesetzten Gestalt waren so dezent und diskret wie jene eines luxuriösen Roboters. Die ihnen unterstellte Verbindung erschien allen, die Melania kannten, so unmöglich und erschreckend wie eine Offenbarung. Sie konnte, dank des seltenen Privilegs eines auf Eis gelegten Körpers, einen Mann allein aufgrund der Zahl der von ihm gelesenen Bücher bewundern – doch ihre stark ausgeprägte, schamhafte Sensibilität gab ihren Äußerungen einen sterilen, unmenschlichen Inhalt: So konnte das Wort »Lieber« einen Glückwunsch bedeuten, ein bübischer Rippenstoß hingegen die ganze Eifersucht auf einen fleißigeren Lektor ausdrücken. Unter einem günstigen Stern geboren, wies Melania jeden körperlichen Schauer wie auch jede zerebrale Überraschung zurück. Das Leben erschien ihr bescheiden und klar. Die Arbeit kam ihr weder lästig noch angenehm vor – vielmehr als »etwas«, das sie nicht zu formulieren brauchte, von dem sie aber wußte, daß man es bis zum Tod tun mußte. Ihr Fleiß, ihr Mut, alles auf einmal zu verstehen, ohne zurückzuschauen, ihre Sicherheit, mit der sie Hindernisse vermied, und die Einfachheit, mit der sie – gleich allen Verbündeten des Geistes – ihre Wahrheit zur Geltung brachte, halfen ihr, aus der Verwaltungsarbeit auszubrechen und eine Karriere einzuschlagen, welche die Assistentin zwar nicht angestrebt hatte, diese aber auch nicht

ablehnte. Ohne Zweifel dachten die Freunde, daß nur diese seltenen Qualitäten sie zu Dr. Weinrich hinzogen.

Freilich konnte niemand den Slawistikprofessor durchschauen, aber es verspürte auch keiner das Bedürfnis, da Dr. Weinrich ein Mann war, über den sich niemand täuschen konnte. Er legte ein sicheres Auftreten an den Tag, das schon fast etwas Anekdotisches hatte. Er war zu unbeholfen, sich zu verbergen und konnte daher durch die einfachste geborgte Haltung bei den anderen Panik auslösen. Dr. Weinrich war so ganz und ständig er selbst, daß er über jeden Zweifel erhaben wirkte. In einer Zeit, da die Dinge so komplex und widersprüchlich, so geheimnisvoll und unvorhersehbar waren, stellte der Professor die tröstliche Ausnahme eines Menschen dar, wie er sein sollte, das unerschütterliche Selbstbewußtsein eines Insulaners ausstrahlend, jedoch ohne die triefenden Lumpen eines Gestrandeten. Natürlich bedeutete die Beziehung des Slawistikprofessors zu Melania für jene, die ihm nahestanden, nicht mehr und nicht weniger als er selbst bezeugte: eine seltene, privilegierte Verbindung mit einem erstaunlich disziplinierten Gehirn.

Cesare hingegen war derart in seine Arbeit und seine ernsthaften Überlegungen vertieft, daß er nichts bemerkte, weder von den wissenschaftlichen Fähigkeiten Melanias noch von den Intrigen der Stadt gegen Dr. Weinrich, dessen *Prolegomena zu einer Geschichte der panslawistischen Spiritualität* Cesare bereits mit viel Respekt gelesen hatte, als sie in der *Isis* abgedruckt worden waren. Er war dem Professor vorgestellt worden, und wahrscheinlich hatte dieser – ein Universitätsangestellter mit enzyklopädischer Routine – ihm zu seiner Entdeckung gratuliert. Doch Cesare, der jeden Autor nach seinen geschriebenen Büchern beurteilte (die Möglichkeit beziehungsweise den Sinn einer anderen Art der Bewertung zog er gar nicht erst in Betracht) und der die unvergleichliche Eigenschaft besaß, seine Aufmerksamkeit für jemanden, der ihn nicht interessierte, kurzfristig aufzuschieben, hatte diese Begegnung schnell wieder vergessen. Als er jedoch in Marta

seine erste Freundin kennenlernte, hatte er, wenngleich ohne sein Zutun, vage von der Beziehung Melanias zu Dr. Weinrich gehört, die er korrekt und ohne Hintergedanken auffaßte.

Marta war Melanias Freundin und interessierte sich für den Bibliothekar nur in bezug auf das Drama, von dem sie glaubte, es würde sich zwischen Bücherregal und Katheder abspielen. Überall währte sie Konflikte und entdeckte seelische Krisen. Der Zustand ihres Geistes glich dem ihrer Jugend: Er befand sich in einem fortwährenden Aufruhr; dünn und unfruchtbar fühlte er sich von jedem Text oder jeder Szene genährt. Marta war besessen vom Nutzlosen, ob schon sie sich rühmte, auch die kleinste Nuance wahrzunehmen. Ihr Leben, an dessen Anfang die Flucht aus einem Pensionat gestanden hatte, konnte keine Liebe gebären, brütete jedoch Dutzende von enthusiastischen Ideen und Abenteuern aus. In jeder Entdeckung entdeckte sie sich selbst, und dieser Irrtum der Selbstenthüllung erzeugte eine verführerische Mischung aus einem aphrodisischen Zerebralismus, Libertinismus, Feminismus und D'Annunzionismus. Von ihrer sinnlosen Unruhe nahezu aufgezehrt, nahm sie dort Dramen wahr, wo gar keine existierten, sondern nur der schreckliche Optimismus des Alltags oder ein inszenierter Widerstreit der Gefühle. Als geübte Schwärmerin begeisterte sie sich für die Existenz Cesares, die sie mit einer wahren Luzidität neu aufrichtete. Turbulenzen und Krisen hätte sie dennoch am liebsten in ein totes Meer versenkt, zumal sie Männlichkeit nicht ohne einen inneren, in einer Aktion gelösten Konflikt verstand, und auch Weiblichkeit nicht ohne Schrullen und Nuancierungen. Da Cesare ein Einzelgänger und Bibliomane war, besaß er kein Wahrnehmungsorgan für den flinken und scharfen Geist seiner neuen Freundin. Ihre Gespräche glichen auf seltsame Weise einem aggressiven und fesselnden Monolog – der jungen Frau, dem verstohlen die mittelmäßigsten und simpelsten Berichtigungen seitens des Freundes folgten. Cesare, der nur allein und nur nach Schlie-

ßung der Bibliothek denken konnte, gelang es noch nicht, sich verständlich zu machen.

Ohne es vielleicht selbst zu wissen, hatte der Bibliothekar eine eigene, solide und umfassende Philosophie entwickelt, die er jedoch nicht verkündete. Im Rahmen dieser Philosophie war das Denken weder anarchistisch noch überflüssig. Eigentlich konnte Cesare nicht verstehen, warum der Mensch immerzu denken mußte, wie er auch nicht verstehen konnte, weshalb er immerzu handeln mußte. Er selbst dachte nur, während er die Palme im Blumentopf oder verschiedene andere Objekte in seiner Nähe betrachtete, und unterbrach seine Gedanken folgerichtig erst dann, wenn Julius ihm eine gute Nacht wünschte. Dies erschien ihm so selbstverständlich wie seine eigene Tatenlosigkeit, seine Gleichgültigkeit gegenüber Ortsveränderungen, Reisen oder künstlich-sentimentalen und religiösen Gefühlen. Was die junge Frau Schüchternheit nannte, war lediglich eine perfekte Anpassung an die Situation, ohne die Sehnsucht nach den im Augenblick unerreichbaren Objekten.

Diese Eigentümlichkeit seines Geistes setzte Cesare unzähligen Mißverständnissen aus. An einem Nachmittag im April vergiftete der Duft des Oleanders den Lesesaal. Durch die Fenster drang eine warme, verspielte, unpassende Brise; von Zeit zu Zeit verirrten sich neugierige Bienen in die grünen Lampenschirme, doch die Invasion der pflanzlichen Wollust und die heruntergekommene Sehnsucht der gefangenen Säugtiere schlossen sich zusammen, um das keusche Innere des Lesesaals zu vergewaltigen. Für einen Augenblick unterbrach Cesare seine Arbeit, nicht aus Müdigkeit, sondern benetzt von der allgemeinen frühlingshaften Betäubung. In seine ernste Seele und in seine gewohnten Gedanken senkte sich nicht die Sehnsucht, die unbestimmte Traurigkeit über das, was gewesen war oder hätte sein können, sondern nur eine menschliche Gefühlsregung der Überraschung und des Widerstands. Er war erstaunt, seinen Arbeitsraum von Hymenopteren (Hautflüglern) und fliehenden Gedanken er-

obert zu sehen; er war verwundert und zugleich begierig, die gedankliche Promiskuität der Lesenden, die sich durch ihre feuchten, schweren und haltlosen Blicke verriet, zu beobachten; er war überrascht und erwartungsvoll, das Geschehen zu verfolgen, und gleichzeitig protestierte in ihm sein ausgeprägtes Ehrgefühl. Nicht Sympathie oder Liebe verbanden Cesare mit der Gemeinschaft, sondern ein durchaus aufrichtiges Gefühl der Würde. Ein Betrunkener, der ihm auf der Straße begegnete, verärgerte ihn ebenso wie eine Idylle während der Arbeitszeit. Ein Mann, der eine Frau schlug, war in seinen Augen genauso unwürdig, wie einer, der sie liebte. Er fühlte sich allein, rühmte sich aber nicht seiner Einsamkeit, weil er wußte, daß diese eine Gabe des Daseins war; doch all jene, die sie nicht ausschöpften, hielt er für ehrlos. Jede Ablenkung kränkte ihn, auch wenn sie sich bei Leuten zeigte, die er gar nicht kannte, die ihn nicht interessierten und die weder seine Blicke, geschweige denn seine Gedanken zu fesseln vermochten. Sein Gemeinschaftsinstinkt entpuppte sich häufig als zusätzliche Zelle des gewaltigen Organismus der Spezies (über die er niemals nachdachte, weil er sie ebenfalls für eine Gabe hielt), sie erwies sich als krankhaft in ihren maßlosen Ausbrüchen von überschüssiger Kraft oder unerlaubter Schwäche. Dieser Instinkt rebellierte beim Betrachten des deprimierenden Spektakels, das einige der durch die Frühlingsdüfte abgelenkten, wehmütigen oder exaltierten Gelehrten boten – als ob der April ein persönliches Geschenk ihrer Herrscher gewesen wäre und kein objektives, gleichgültiges Phänomen wie schon vor zehntausend Jahren und wie es sich noch abspielen wird, nachdem sogar die Festung begraben und vergessen sein würde. Warum diese Kapitulation angesichts einer wohlriechenden Brise, da doch die Bücher ungelesen in ihren Regalen ruhten und das Unvorhergesehene überall lauerte? Cesare brachte den Jahreszeiten die gleiche höfliche Indifferenz entgegen wie den Frauen, wissend, daß es sie *gab*, aber daß sie nicht die seinen waren. Sie zu erobern, sie zu besitzen, sich über ihre Kletten-

haftigkeit zu freuen, erschien ihm als ausschweifendes Tun, das nur einer starken Illusion jener entsprang, die die Welt mit sich selbst verwechselten und rechtmäßigen Besitz mit unwürdiger Annäherung.

Paradoxerweise offenbarten sich diese Gedanken in einer Form von Verwirrung, hinter der man sowohl Depressionen als auch eine enttäuschte Neugier vermuten konnte. Ungezwollt legte der Bibliothekar dieselbe verlogene Attitüde des In-die-Leere-Schauens oder des Vorbei-Blickens an den Tag, was immer auch der Kern seiner Gedanken sein mochte. Schwerlich hätte man hinter seiner langweiligen, müden Erscheinung einen persönlichen, lebendigen Elan erkennen können; deshalb provozierte ihn Marta, indem sie ihm mit dem Bleistift drohte:

»Wieder sentimental, Cesare...? Du versündigst dich gegen unsere Zunft...«

»Entschuldigung?!« flüsterte der Bibliothekar mit seiner genialen Unfähigkeit, hinterhältig und boshaft zu antworten. Die Frau erhob sich mit einem bizarren Bücherpaar vom Tisch und näherte sich dem Katheder, den Bleistift anmutig und feierlich wie einen Taktstock tragend. Sie trat an Cesare heran, getrieben von der gleichen grausamen Schaulust, vergiftet von derselben Laszivität, die die Bibliothek vorübergehend überflutet hatte.

»Hast du eine Sekunde Zeit für mich? Ich muß dich immer noch mit dem *Enchiridion* plagen, das Julius dauernd verlegt... Apropos, warum vernachlässigst du dein Haar so? Es macht dich alt, und ich glaube, daß es auch unbequem ist... *Enfin*, ich habe dich gesehen und ich weiß Bescheid...«

»Oh! Fräulein, wie schnell Sie doch in die Seele der Menschen eindringen...«

»Sag, gibt es Besseres zu tun?«

»Aber gibt es etwas Schwereres...?«

»Cesare, deine Antworten sind peinlich und banal. Ich wiederhole: Mit dir kann man unmöglich diskutieren; worüber du auch sprichst, alles wird zum Gemeinplatz, zur

Binsenweisheit, ich weiß gar nicht, wie ich es nennen soll...«

»Sie wissen doch, daß ich ein schweigsamer Mensch bin...«

»Das hat nichts zu bedeuten. Aber dein Schweigen ist unfruchtbar und irritierend. Wenn du wenigstens ein Tagebuch schreiben würdest. Immer habe ich eine solche Lektüre geliebt. Gibt es da vielleicht etwas Tragisches?«

Zwei Wörter verärgerten Cesare: »schreiben« und »tragisch«. Er, der von epischer Sanftmut war, glaubte, daß das Schreiben nur den Griechen vorbehalten bleiben sollte.

»Aber warum soll ich denn schreiben? Weshalb sollte ich etwas anderes schreiben als Beiträge für das Archiv? Verzeihen Sie mir, wie soll ich es ausdrücken?... Ich wehre mich gegen den Mißbrauch, jemanden nach seinen Schriften zu beurteilen, einen Vereinsamten nur zu schätzen, wenn er das Schweigen gebrochen und zum Publikum gesprochen hat.«

»Doch wie willst du jene erkennen, sie verstehen?« protestierte sie, die nach Bekanntschaften gierte.

»Muß man?«

»Cesare, du und ich werden uns niemals verstehen. Wenn du Kommunikation als eine Aufgabe der Menschheit nicht anerkennst...«

»Aber ist sie *immer* notwendig, ist diese Kommunikation obligatorisch? Fräulein, ich rede wenig und schlecht, aber verzeihen Sie mir, ich glaube jetzt das Recht zu haben, mehr zu sagen, nach einer solchen Kritik...«

»Nur zu, nur zu...«

Cesare hustete instinktiv, um die Unterbrechung zu ignorieren.

»Ich möchte nur soviel sagen: daß ich nicht begreife, warum Sie darauf beharren, daß jemand schreiben oder publizieren oder denken oder handeln soll, wenn gar kein Bedarf besteht, wenn es weder die Situation noch die Mitmenschen von ihm verlangen.«